

Das Menschlein Matthias.

17

Erzählung von Paul Sig.

Ein Abglanz dieser jubelreichen Tage blieb ihm durch die letzten Jahre des Niedergangs, bis in sein oft anstößiges Sonderlingswesen hinein, erhalten. Da ihn schließlich die Sicherheit der Hand und des Auges verließ, jüngere Meister an die Reihe kamen, ergab er sich um so mehr dem Trunk, Spiel und Fischfang. Ganze Nachmittage verbotte er abwechselnd mit einer Sippchaft von Kornhändlern, Weinreisenden, Güterpekulanten im „Treustädter Hof“ und auf dem Wasser, wo er ein schmuckes Fischerboot liegen hatte. Allein seine alten Tage rückten unerbittlich näher mit grauen Gefühlsböden, Alkoholnebeln, Hypochonderlaunen, Schreckgeächtern und dem trübseligen Bewußtsein eines übel verwalteten Lebens.

In einem schwülen Julinachmittag warf Oberholzer, ein zügiges Fischwetter witternd, den Stift wieder einmal vorzeitig hin und verließ seinen Käfig, wobei er den großen Manilabut zum Zeichen der Ungebundenheit hochfahrend in den Nacken rückte. Dieses großartige Vorrecht teilte er mit keinem anderen Angestellten der Bleiche: es wies deutlich auf sein Künstlertum, das eben keinerlei Fesseln ertrug, nur in goldener Freiheit gedeihen konnte.

Eine glühende Sitgewelle schlug ihm entgegen, als er über den Vorplatz schritt. So machte er zuerst einen Abstecher in den Obstgarten. Es war gerade Kirschenernte, an der sich die ganze Familie des Verwalters beteiligte. Auf dem Rasen standen gefüllte Körbe mit hellen und dunklen Früchten, die, noch mit Laub und Zweigen vermischt, ammutig zum Kosten einluden. Ein Schwarm Kinder stöberte beutegierig unter den Bäumen herum, in denen es merkwürdig knackte und rauschte wie von riesigem Getier.

Der Dessinateur brannte auch da keine besondere Erlaubnis. Er wurde gleich freundlich willkommen geheißen, des Verwalters Stimme lönte überirdisch, geheimnisvoll aus einem dichtbelaubten Baume: „Nur zugegriffen, Herr Oberholzer; so saftig bekommen Sie sie nirgendwo!“

Dieser bückte sich gleich gelüßt um eine Handvoll knackernder Herzkirschchen, schmatzte erquid und zielte mit den Kernen nach den suchenden Kindern. Von diesen hatte sich inzwischen des Pförtners Töchterlein, Anna, zutraulich genähert, das dreiste Mädchen zog einen widerspenstigen Wuben nach und rief, als brächte es eine neue Puppe an: „Das ist der Matthias Böhi. Er will bloß niemand die Hand geben, aber er muß doch!“ Dabei zerrte die Kleine das furchtsame Opfer mit überlegener Kraft herbei.

Die Verwaltern wollten das Pärchen noch schnell auseinanderreiben, davonjagen, aber der Dessinateur ließ es nicht geschehen.

„Wem gehörst Du, wo kommst Du her?“ fragte er ganz verduht. Auf seiner Stirn entstanden dicke Wülste, sein Blick durchbohrte den zitternden Knaben.

„Unser Musterfräulein ist doch seine Mutter!“ erwiderte das Mädchen an Stelle des Gefragten, der sprachlos die goldenen Schützentaler auf des Zeichners Weste begaffte.

Die Erwachsenen ließen sich nichts merken. Das Unheil war nun einmal geschehen.

Herr Oberholzer griff desgleichen wieder in die Kirschchen, als sei nichts Besonderes vorgefallen. Kam etwa ein höhnisches Köchern aus dem Baume? Nun, wenn auch — er kehrte sich nicht daran. Als Matthias, der inzwischen seiner Zwingerin ledig wurde, ohne weiteren Aufenthalt abzuweichen wollte erwischte der Dessinateur gerade noch dessen Fils, den er sodann bis an den Rand mit Kirschchen füllte.

„So... bring sie Deiner Mutter und sag ihr, der Oberholzer habe dann noch ein Hühnchen mit ihr zu rupfen!“ befaß er barsch, wobei er den Würschlein herrisch ins Haar fuhr, das hoch und goldig stand wie reifer Weizen. Der Blick des mit blinden Händen nach dem vollen Gute langenden Knaben wuchs zaghaft, zweifelnd an dem großen Gönner empor, ein köstliches Geranke von Scheu und Dankbarkeit.

Im nächsten Augenblick war er schon zwischen Busch und Baum verschwunden. Wie wenn er die Kirschchen gestohlen hätte!

Der Dessinateur sah ihm halb bewegt, halb ergötzt nach, lachte sonderbar trocken, meckernd vor sich hin — dann klaubte er ein Fränklein aus der Westentasche, das er dem Mädchen als Entgelt für die geraubten Kirschchen, mehr noch für das hübsche Intermezzo zuwarf. Er ging noch eine gute Weile im Garten hin und her, schwatze herzhaft mit alt und jung und vergaß dabei vollkommen, daß er's eigentlich auf Fische abgesehen hatte. Es schwirrte ihm auf einmal allerlei alter Kram durch den Kopf, der ihn unbeschreiblich erheiterte; auch das mannigfache Gewächs und Gewimmel rings herum tat ihm sonderlich wohl. Was er nur alles wissen wollte! Aller Art Aeste bog er herab, besüßte die Früchte und fragte nach deren Pflege und Reife. So umgänglich hatten die Leute den alten Kracher noch nie befunden. Als er abging, steckte er wahrhaftig eine Moosrosenknospe ins Knosploch.

Zawohl, sehr merkwürdig, auffallend sogar... Und trotzdem kam er an diesem Abend nicht ebenso munter ins Bett. Der Rausch, dem er schließlich erlag, verwischte die gute Begegnung samt dem Bilde des treuherzigen Knaben Matthias, das ihn von ungefähr an die eigene Kindheit erinnert hatte. Die Trübsung mußte wohl daher rühren, daß er sich das Kind in Gottes Namen nicht ohne die Mutter vorstellen konnte. Diese aber wandelte seit Jahren einher wie ein fleischgewordenes Zeugnis seiner Schmach. Sie hatte ihr kurzes Erlebnis mit dem Dessinateur Oberholzer nicht wie andere Bleicherinnen schamhaft zu Tode geschwiegen, ihn vielmehr, köricht genug, vor Hinz und Kunz zum Verführer, Verräter gemacht und dann die Folgen hochmütig auf sich genommen. Ja, statt den mit ihm wohl oder übel eingeschlagenen Pfad weiter zu wandeln oder gewissermaßen auf Abschlag einen schlichten Gesellen zu heiraten, tat sie seither gerade so, als ob er sie durch seine Niedertracht zur Tugendhaftigkeit erweckt, ein höheres Wesen aus ihr geschaffen hätte.

Freund und Feind liebte es, ihn mit dem aufrechten Musterfräulein zu uzen, und besonders der alte Kumpen Wankel pflegte gewöhnlich, wenn auf solche Sünden die Rede kam, böshaft zu betonen: „Nur eine hat der alte Dickhäuter nicht verschmerzen und vergessen können... die schwarze Brigitte... die macht ihm noch immer zu schaffen!“

Wozu mußte das verteuflerte Weib nun den Wuben in die Bleiche mitnehmen? War es nicht um ihn, den abgedankten Liebhaber und Aftervater zu ärgern, lächerlich zu machen? Ueber diese Frage hatte er das milde Kindergeßicht vergessen und sich einen Rausch aufgeladen, daß er zentnerschwer in die Federn sank.

Zu einem einigermaßen vernünftigen Entschluß kam er erst am nächsten Morgen. Er bewohnte seit vielen Jahren zwei Zimmer im „Treustädter Hof“, dem besten Gasthof der Stadt. Da hatte er's bequem, Spiel-, Trink- und Schlafgelegenheit dicht beisammen, die beste Verpflegung und — Nachsicht, so viel er eben brauchte. Sein Beutel machte ja manches wieder gut, und Geiz durfte man ihm nicht nachsagen. Die Wohnlichkeit war trotz dem Wirkshauszuschnitt recht leidlich, mit Lorbeerkränzen, Pokalen, Gewehren, Pistolen, Photographien und sonstigen Andenken eines Matadors überreich ausgestattet. Der Blick vom Fenster auf den Hofenplatz bot desgleichen mancherlei Anregung, wenn auch der Lärm zuweilen etwas bunt wurde.

Am diesem Morgen trank er den Kaffee auf dem Balkon, weil er hauptsächlich der frischen Luft bedurfte. Sein Kopf war stur, verstopft, mit Aufruhr geladen. Die Aufwärterin kam und ging auf Zehenspitzen, konnte jedoch den Born des Gewaltigen nicht vermeiden und brachte böse Wetterberichte in die Küche. Er hätte gleich ordentlich ins kühle Seewasser tauchen mögen, allein der Weg zur Badeanstalt schreckte ihn ab. Das leidige Alter! Zudem mußte er erst eine andere, wichtigere Wäscherie vornehmen.

Am Anfang aller Ueberlegungen stand der Voratz, das unbequeme Söhnlein vorläufig einmal von der Bleiche, dann aber, wenn möglich, auch von Treustadt fernzuhalten. Er hatte keine Lust, zum Gespött der Leute zu werden. Was? Er, der berühmte Eidgenos, das Original von Treustadt, sollte sich von einem rabiaten Weiblein ins Bodshorn jagen, an den Pranger stellen lassen? Hatte er dann im Geist den Sieg über diese Annahmung wirklich ausgekostet, so trat immerhin auch eine edlere Regung zutage. Nicht um eine alte Schuld zu tilgen, bewahre, aus reinem Erbarmen mit dem

fauberen Sprößling nahm er sich vor, für dessen Aufkommen väterlich zu sorgen. Dabei wurde ihm ungewohnt warm um Herz, Bart, düstig, wundersam, gleich einer Blume im Mai-sonnenschein, wuchs diese Menschenpflicht aus dem Wust seines Junggesellentums heraus. Die welken Kränze wurden wieder grün, die Becher seiner Jugendkraft glänzten auf in diesem Lichte und der störrige Brunnenschädel fing an zu tauen, als sei ihm ein großes Heil widerfahren. Pöb Donner und Doria, es mußte dahin kommen, daß die Treustädter dem alten Oberholzer einen jungen nachwachsen sahen, vor dem sie erst recht die Deckel lüpfen würden. —

In der reißigen Mittagszeit machte er sich auf, den guten Gedanken gleich ins Werk zu setzen. Er wußte, wo das Musterfräulein wohnte. Ein Fremder, der dem Dessinateur durch die belebten Straßen gefolgt wäre, hätte in ihm sicher einen Mann von besonderen Würden vermutet, denn er heimste von allen Seiten Grüsse ein. Gewerbs- und Handelsleute unter ihren Ladentüren winkten und riefen ihm spaßhafte Worte zu, die er meist lächtig gepfeffert zurückgab. Gerade auf dem heutigen Wege behagten ihm die vielen Zeichen seiner Volkstümlichkeit. Er merkte nichts davon, daß diese oder jene Ehrbezeugung und Vertraulichkeit mit Spott und Satire getränkt war; auch tat es ihm nicht sonderlich weh, als er sah, wie zum Beispiel der Oberst und Nationalrat Gyger seinen Gruß etwas nachlässig, unverbindlich erwiderte. Auf die fünf oder zehn Treustädter Oberbongzen kam es beileibe nicht an. Es mußte auch noch andere Kerle geben als solche Drahtzieher und Paragraphensch...er. Wenn nicht durch Gelehrsamkeit, so ragte der Dessinateur Oberholzer immer noch mit Witz und Humor an diese Herren heran, nicht zu reden vom Verdienst des Selmademannes, der's ohne Buchstabenreiterei zu einem Einkommen brachte, um das ihn sogar der Bundespräsident beneiden konnte.

(Fortf. folgt.)

Der kleine Tiger in unseren Wäldern.

Von Alwin Rath.

Auch in unseren Häusern, bei uns in den Zimmern, auf den Postern und im Schoß gar haben wir kleine Tiger; wir haben es nur fast ganz vergessen, daß diese kleinen schmeichlerischen Pelzträger, die allerdings nichts von der Ergebenheit des Hundes an sich haben, sondern ihr ganz eigemüßiges Wesen sich bewahren, daß diese miawenden Schnauzbärte, diese Krallenträger und Budelmacher direkte Vettern der großen raubmörderischen Königstiger sind. Man sehe sich nur einmal an, wie lässlich so eine Katze mit der Pfote säkelt, wie unbehaglich es ihr ist, wenn sie in irgend etwas Unsauberes oder Nasses getreten ist; ganz dasselbe Schildern der Katzenpfote sehen wir in der treuesten Kopie an der gewaltigen Franke Erichs, des bezaubernd schönen, machtvollen bengalischen Königstigers in unserem Zoologischen Garten.

Und noch so ein kleiner Tiger, wie wir ihn bei uns daheim pflegen und verwöhnen, selbst wenn er das Mäusefangen nur noch so als eine nachlässige Liebhaberei betreibt, schläicht auch in unseren einsamen Wäldern um. Bei ihm zeigt sich die vom Menschen bei der Katze etwas gebändigte Raubtiernatur in ihrer ganzen Wildheit, Lüsterheit und Verwegenheit. Wildkatze ist denn auch die Bezeichnung dieses hochhaften Miniaturtigers, der absolut nichts von der gnädigen Hand des Menschen wissen will und nur seiner eigenen Blutgier untertan ist. Gerät er doch einmal lebendigen Leibes in die Gewalt des Usurpators Mensch, so zeigt er ihm, daß es außer ihm noch ein anderes recht schlimmes wildes Tier auf der Welt gibt. Ich kannte eine Wildkatze, die ein Mühlenbesitzer in der Sölinge gefangen hatte. Sie war in ein starkes Drahtgitter gesperrt, in dem früher längere Zeit ein Fuchs gehaust hatte. Aber sie raste sich an dem Gitter zu Tode. In gewaltigen Sähen knallte sie immer wieder gegen die Stäbe, denen sie jede Existenzberechtigung durch wildestes Fauchen absprach. Es gab keine Stelle im Käfig, die sie nicht auf einen Ausbruch hin untersuchte. Ihre prachtvollen Augen flammten wie feurige Smaragde und ihre Krallen stritten fast immerzu aus dem Pelz heraus, sobald sie eines Menschen ansichtig wurde. Sie verweigerte dann jede Nahrungsaufnahme, schlug die zu ihr in den Käfig geschobene Tiere wohl tot, leckte auch ein paar Tropfen des Blutes, ließ sie dann aber liegen und verhungerte aus Trost.

Zelebor allerdings berichtet davon, daß alt gefangene Wildkatzen sich zähmen ließen. „Anfangs gebärdeten sich die gefangenen Katzen außerordentlich scheu und unbändig, fauchten, trommelten oder besser „donnerten“ mit geöffnetem Maul und sprangen mit gewaltigen Sähen an das Gitter des Käfigs, sobald Mensch oder Tier demselben sich näherten. Sie tobten derart, daß selbst mutige Jäger scheu zurückwichen. Ja, sie mordeten mit einem Potensschlage oder Bisse jedes zu ihnen in den Käfig geschobene Tier, von der Ratte angefangen bis zum Kaninchen, jeden Vogel von der Größe eines Sperlings bis zu der eines Huhnes, ohne das Opfer

weiter zu berühren. Bei liebevoller Behandlung legte sich jedoch diese Kampflust. Sie wurden mit jedem Tage zutraulicher und ruhiger und nahmen nach Verlauf einer Woche das mittels eines Stodes dargereichte Futter und verzehrten es brummend!“ Eine andere Wildkatze, die Zelebor mit ihren Jungen ausnahm, ließ sich ruhig ein junges zahmes Mäuschen ans Ellen legen und pflegte es getreulich mit. Diese Wildkatze, die ihrem Namen wenig Ehre machte, brachte es sogar soweit im „Kultiviertwerden“, daß sie sich bereits nach Verlauf weniger Wochen dau herbeiließ, mit Zelebors Hunden zu spielen, und das unter gemüthlichem Schnurren. — Eine schlechte Wildkatze!

Ich kannte noch eine von besserem Charakter. Sie war allerdings jung und blind noch aus dem Neste genommen worden, das die Mutter in einem verlassenem Fuchsbau angelegt hatte. Beim Ausheben dieses jungen Tigerleins blamierte sich der Jäger ein wenig, der auf einen Fuchs zu fahnden glaubte. Der gute Grünrock war sich allerdings nicht ganz klar über die Spur dieses merkwürdigen „Fuchses“. Jedenfalls standen wir voll gespannter Erwartung vor dem Bau, als der eingelassene Dadel drinnen fest vorlag. Als nun durchgeschlagen wurde, stieß man endlich in einer Tiefe von ungefähr anderthalb Metern auf den grimmigen Dadel. Eiligt nahm der Förster seinen Fuchshaken, aber da schoß plötzlich nicht Meister Keinete, sondern eine didelpzige Wildkatze daraus hervor. Unser Dadel war sehr empört, als sie ihm nun doch noch an der Nase vorbeischnurrte; aber wenn er auch vielleicht raschere Beine als die Krallenbestie hatte, die seinen blieben doch nun einmal die kürzeren — und so zog er auch bei der Jagerei den kürzeren. Denn bei einer Wendung des Weges, der in einen Hohlweg auslief, entschwand uns die Katze innerhalb weniger Sekunden aus dem Gesicht, und der Förster stand mit offensichtlicher Beschämung dieser „Ueberraschung“ gegenüber. Das einzige junge Wildkätzchen, das wir noch lebendig fanden — zwei anderen hatte der Dadel mit einem Biß in die Wirbelsäule schnell den Saraus gemacht — nahmen wir mit. Ich erwarb es von dem Förster für ein paar Groschen und schenkte es einem Verwandten, auf dessen Hofe es von einer säugenden Katze mit aufgezogen wurde. Als der kleine Wildfang größer wurde, war er genau so ein reizender Spielball wie die übrigen kleinen Schnurrbärte, er katzbalgte sich ebenso liebenswürdig wie die übrigen herum, spielte mit der gleichen Ziellichkeit vor dem rollenden Knäuel und mit dem über die Erde gepufften Strumpf; nur hatte er den Schwanz ein wenig dicker und stumpfer als die übrigen, das Fell war mehr ins Gelblichgrau gehend, während die Wildgeschwister Scheden in Weiß und Schwarz und Goldgelb waren. Endlich unterschied sich das Wildkätzchen noch dadurch von den Scheden, daß es am Leben blieb, während alle übrigen sehr bald ein energisches Bad im Guttschick nehmen mußten, was ihnen leider das Leben kostete. Unser Wildkätzchen wurde größer, größer wurden auch die Verluste an angeblich von Wärdern und Jätsen im Taubenschlag umgebrachten Tauben. Ebenso wurde die Mörderrei im Hühnerstall unter den jungen Hennen und Hähnen eine immer größere. Es fiel den Leuten auch auf, daß die Tauben sowohl wie die Hühner nicht viel von der Freundschaft mit dem Wildkätzchen hielten, wenn dies sich tagsüber einmal auf dem Hof schnurrend in die Sonne legte und das Dasein unter lachtem Belacken des Pelzes genoss. Im Hühnerstall sowohl wie im Taubenschlag hatte man genaueste Revision nach allen etwa noch vorhandenen Einschlüpfen für Marder, Jätsen und ähnliches Raubzeug gehalten und alles, selbst unscheinbare Nischen, waren gut verstopft worden mit Glas, Nägeln und anderen Dingen, die auch dem frechtsten Nachen keine Lederbissen waren. Auch Fallen waren reichlich aufgestellt; natürlich sah eines Morgens das chineische Hündchen der Gutsherrin kläglich belferd in einer der heimtückischen Zangen. — Da, eines Nacht, brach im Hühnerstall wieder ein furioses Gegader los. Nun hatten sie den Marder...! Der Oberknecht war von dem Hühnerspektakel wach geworden, hatte den Herrn aus dem Bett geklopft, und als nun beide mit einem halben Waffenmagazin in den Händen in das aufgeregte Heim der Hühner drangen, roch es zwar nach frischem Blut, sahen auch verschiedene Köpfe mit blutroten, lebensfrischen Kammern nicht mehr an dem richtigen Fleck, sondern lagen in den Nestern auf den Eiern oder unter den Stagen im Dreck. Unten in der Ecke aber, wo gerade noch ein mörderisches Gegader röhrend und krähdend veritumte, sah Waldi, so hieß das Wildkätzchen nach ihrer Abstammung aus dem Walde, und leckte sich die blutigen Schnurrbarthaare proper. Kurz darauf strömte ihr eigenes Blut in ihr Fell hinein, und sie hätte sich sicher noch rein gepuht, wenn sie noch etwas Kraft dazu besessen hätte.

Ja, sie hatte ihren wilden Charakter als Raubtier nicht aufgegeben, vielmehr: er war in ihr lebendig geworden, ohne daß sie eine dahin zielende „Erziehung“ nötig gehabt hatte. Im Freien geht die Wildkatze auch erst in der Dämmerung spät abends auf Raub aus, und bei der Vortrefflichkeit ihrer Sinne und ihrer Unhörbarkeit im Anschleichen ist sie für alle kleineren Tiere unseres einsamen Waldes, denn nur dort haust sie, ein gefährlicher Gegner. Dietrich von Windell sagt von ihr: „Im scharfen Neigen selbst bei Nacht, zu welcher Zeit ihre Seher wie brennende Kohlen funkeln, im ebenso scharfen Wittern (?) und im höchst leisen Vernehmen wird sie von keinem Tiere übertroffen.“

Den Vogel beschleicht sie im Nest, den Hasen im Lager, das

Eichhörnchen überfällt sie hoch oben im Eichbaum, Reh- und Hirschfänger überfällt sie durch einen Sprung auf den Rücken, worauf sie dann die Schlagadern des Halses durchbeißt. Im Verhältnis zu ihrer Größe ist die Wildkatze ein wirklich gefährliches Raubtier. Aber der schon erwähnte Zeebor hat an der Lösung und den Knochenresten in ihrem Bau festgestellt, daß ihre Hauptnahrung besteht aus: Marder, Iltis, Hermelin, Wiesel, Hamster, Ratte und aus Wasser-, Feld-, Wald- und Spitzmäusen. Danach ist sie also, worin sich auch die meisten Beurteiler einig sind, ein durchweg für den Menschen nützlichestes Raubtier — wenn sie auch bisweilen Schaden anrichtet.

Wenn sie trotzdem gejagt wird, soll man sie nicht unterschätzen, denn aus dem gejagten Wild wird nicht selten ein böser Gegner. Sie geht mutig, wenn sie angeschossen ist, auf den Jäger los, und mit ihren Krallen geliebtest zu werden, wird niemand für wünschenswert erachten. Man höre nur, was St. John von einem Rentkontre mit einer Wildkatze erzählt: „Ich war mit Angeln beschäftigt und kletterte, um nach einer anderen Uferstelle zu gelangen, über felsigen Boden. Dabei sank ich in rottendes Heidekraut ein, fast auf eine Wildkatze, die darunter steckte. Ich erschrak ebenso sehr, wie vermutlich das Tier, das mit gestäubtem Haar fast zwischen meinen Beinen herausfuhr. Meine Hunde trieben sie nach einigen Fellschlägen, wo sie auf einem Absatz außerhalb des Bereiches ihrer Verfolger, spudend und fauchend wie eine gewöhnliche Katze, sich stellte. Da ich waffenlos war, schnitt ich mir einen tüchtigen Stock, um sie von ihrem Standort zu vertreiben. Solwie ich ihr aber auf 6 bis 8 Fuß nahe kam, sprang sie über die Köpfe der Hunde weg geradewegs nach meinem Gesichte. Ich wäre sicherlich nicht ohne häßliche Wunden davongekommen, hätte ich sie nicht glücklicherweise im Sprunge getroffen. So aber fiel sie mit halbgebrochenem Rückgrat zwischen die Hunde, die sie mit meiner Hilfe abfertigten.“ Wenn man dann noch hört, daß die Wildkatze einem anderen Jäger, der sie mit dem Degen an die Erde gepeicht hatte, noch an dem Degen herauf nach der Hand fuhr, weiß man, was man von der Gegnerschaft der „Furie“, wie sie dieser Jäger nennt, zu halten hat. Die Wildkatze ist sich eben ihrer furchtbaren Waffen, der Zähne und insbesondere der Krallen voll bewußt. Darum macht es ihr auch, wenn der Hund nicht zu viel sind, ein Plättchen, damit anzubändeln. Sie kommt ruhig, wenn sie den Jäger noch nicht gewahrt, vom Baum herab, springt unter die Hunde, haut mit den Krallen in die Augen der Köter — und es setzt dann furchterliche Kämpfe ab.

Wenn man nun vor dem Käfig der Wildkatze im Zoologischen Garten steht, fühlt man sich herzlich gelangweilt, eine solche Schlafmütze zu finden, die nur noch ein mattes Fünkchen von dem grünen Phosphorfeuer der Käster da draußen im einsamen Gebirgswald in den müde halb zufallenden Augen hat. Sie ist auch durch keine Manipulationen aus ihrer Erschlaffung in der Gefangenschaft herauszubringen, sie hat aller Wildheit ade gesagt und ist noch zahmer geworden als ihre grauschwarz gestreifte Tochter, die von einem zahmen Kater abstammt. Da hat der Wajschbar daneben, der gemüthliche Trottel, doch noch mehr Angriffsloos sich bewahrt!

Im Reiche der Feldmütze.

Von Franz Bergg.

(Aus seinem Buche: Ein Proletarierleben.)

Das machte dem Grafen wirklichen Spaß. Einige Tage später war große Felddienstübung. Auf das Kommando: Halt! sank die Mannschaft erschöpft zur Erde. Da rief er mich zu sich, schenkte mir von seinem Wein in meinen Becher und nötigte mich, mir es neben ihm bequem zu machen. Das bestrebte Erstaunen der Offiziere und Mannschaften kümmerte ihn nicht. Er wollte mich auf diese Weise belohnen für die Freude, die ihm meine aufmerksame Antwort gemacht hatte.

Leider kam Graf Ostorf schon nach anderthalb Jahren als Hauptmann nach Königsberg. Sein Fortgang wurde allgemein aufs Schmerzlichste bedauert. Und kurz nachher traf die Schreckenskunde ein, der edle Mann sei vom Pferde gestürzt und zur Stelle tot geblieben.

Ich sah wieder im Arrest, als mir diese Nachricht zu Ohren kam. Ich war anfangs erstarrt. Dann kam das Grübeln: Ein Hauptmann Syher schlägt sich den Schädel ein, wird wieder heil und munter und stümpert weiter am Ebenbild Gottes herum! Und ich Unglückswurm, ich Brennessel im Menschengarten, wuchere ebenfalls fort! Er aber, der Edelmann im lautersten Sinne des Wortes, die Edelpalme geknickt! ausgelöscht! vernichtet!

Es kostet mich Ueberwindung, aus diesen heiligsten Empfindungen meiner Seele heraus an einen Jämmerling zu erinnern, wie er sich darstellt in der Gestalt unseres zweiten Leutnants, Hugo von Zangenfeld.

Er war im Grunde seiner Seele nicht schlecht, aber ohne sittlichen Halt. Schimpfworte teilte er nicht aus, um so mehr Ohrfeigen. Erschien er zur Instruktion, so schlug er, gleich beim Eintritt, drei, vier Mann nur so an den Kopf, ohne zu wissen warum, oder vielmehr, um sich Ruhe zu verschaffen, denn nun herrschte natürlich lautlose Stille. Dann lehrte er unter Schreden.

Ich glaube, ich ward schon am ersten Tage gedroht. Auf der Stelle verbat ich mir die Ungebühr und vertief mich auf den Erlaß Seiner Majestät. Er stugte, sah mich verwirrt an und schlug mich nie wieder.

Achtung flöhte er keinem ein; er war von einer unglaublichen Unwissenheit, die durch seinen Gang zum Großlun und zum Eigeritum nur um so komischer wirkte. Er war tatsächlich so dünn, wie er lang war. Er verstand es nicht, mit einer einfachen Feldwache zu „operieren“, fand sich im Gelände nie zurecht und verlief sich im Manöver mit seinem Zug. Lieberlich und verkommen, erschien er oft halbtrunken zum Dienst. Jeden Augenblick kam ein anderes Frauenzimmer nach ihm fragen.

Er wurde von den übrigen Offizieren als Schimpf und Laß betrachtet. Beim Bataillonserzieren in Kompaniekolonnen rief ihn der Major einmal vor die Front und sagte wörtlich: „Ich suche nach einem Ausdruck und finde kein Wort, um ein Benehmen zu kennzeichnen, das eines Offiziers unwürdig ist.“

Und jetzt zur „berehnten“ Mutter der Kompanie, Feldwebel Reiber!

Feldwebel Reiber ließ seine Roheit tagtäglich an einem Soldaten namens Reisen aus. „Keinen Funken Ehrgefühl hat der Kerl im Leibe! Wir werden ihn dahin bringen, wohin er gehört.“ Mit solchen und ähnlichen Trostsprüchen verfolgte er den Armen minutenlang. Reisen mußte auf dem Hügel stets mit mehreren Schritten Abstand stehen. Auf der Stube ward er auf Anstiften Reibers unmeniglich durdgeprügelt. Klopffeißchen, Feuerhaken, Besenstiele sausten auf ihn nieder. Ein Besenstiel zerbrach einmal auf seinem Rücken. Das geschah in meiner Gegenwart. Ich trat dazwischen. Da wurde mir bedeutet, ich möge das Maul halten oder die Reihe käme nächstens an mich.

Wie sehr diese Schandzügen an der Tagesordnung waren, verrät der Umstand, daß während dieser Mißhandlung andere Soldaten ruhig ihr Brot weiter aßen oder an ihren Gewehren fortputzten; ja, in der einen Ecke zog damals ein Soldat in aller Gemüthsruhe die Harmonika weiter. Die Töne des Instrumentes mischten sich mit dem Wehklagen des armen Reisen.

Ein anderes Opfer Reibers war der Soldat Schink. Schink litt an Blasenchwäche. Die Mannschaften prügelten ihn deswegen oft durch. Der Feldwebel verbot ihm, am gemeinsamen Tisch zu essen und hieß ihn in einem Winkel stehen. Ich hatte ein um so größeres Mitleid mit ihm, weil ich selbst bis in mein 8. Jahr an diesem Uebel krankte, zu meiner heimlichen Qual und großen Beschämung. Aber meine Eltern waren vernünftig und extrugen meine Schwäche in Geduld.

Kein Soldat versah den Dienst gewissenhafter als Schink. Das hinderte den Reiber nicht, ihn auf alle erdenkliche Weise zu beschimpfen und zu martern. Endlich irachte ihn der Hauptmann mit Arrest wegen „Verunreinigung königlicher Utensilien“.

Sprang Reiber mit den gemeinen Soldaten um wie mit Stallvieh, so machte er sich lieb Kind mit den Einjährig-Freiwilligen, vor allem, wenn sie zahlten.

Am Tage, wo auch dem Kompaniefeldwebel der Offizierssäbel verliehen wurde, konnte er sich nicht genug im Pfeilerspiegel bewundern. Gewiß hat er sich in dieser Weisheit selbst mit „Sie, Herr Feldwebel“ angeredet. Wo er ging: auf den Korridoren, in der Treppe, im Hof, auf der Straße, überall trug er ihn aufgeschafft. Ich glaube, die ersten Nächte hat er sogar mit der langen Stahlrippe geschlafen.

Sergeant Roth schimpfte und schlug ebenfalls. Daneben war er ein großer Schürzenjäger. Er benutzte mich nicht selten als Liebesboten. Ich wußte, daß der gewissenlose Kerl manches anständige Mädchen betrogen hatte, und suchte ihm mehr als ein Opfer zu entreißen.

Einmal stellte er einem Mädchen nach, das ihn floh und seinetwegen die Stellung wechselte. Er gab mir einen Brief an des Mädchens Mutter, daß ich die Adresse der Tochter erlitten könnte. Die Mutter empfing mich mit dem Angstruf: „Sie kommen vom Sergeanten Roth! Welches Unglück bringt dieser Mann über meine Tochter und unser Haus!“ „Heber mich auch,“ entgegnete ich. „Er ist ein infamer Schuft. Hüten Sie sich vor dem Menschen!“ Ich nannte der Frau darauf die Geliebten des Sergeanten und gab ihr die Adressen, daß sie sämtliche Mädchen vor dem Scheusal warne. Natürlich verriet ich dem Sergeanten nichts von meiner „Tüde“.

Sergeant Heinrichs war ein pffiffiger Unteroffizier mit klarem Verstand, halber Gerechtigkeit und gutem Kommando. Seine Sittlichkeit war äußerst wurmtichtig. Er war beizändig krank und salbte, unter den Augen seiner Soldaten, an sich herum. Schließlich mußte er ins Lazarett, weil er kaum noch stehen konnte.

Eine Bestie in Menschengestalt war der Unteroffizier Subarth. Wie wahnsinnig schlug er auf die Leute ein. Gab er Maulschellen, so streckte sich seine Zunge ein klein wenig zwischen den Lippen vor. Er hatte wirklich keine Lust an mutwilligen Zerwürfen von Menschen und Menschenglück. Dabei war der Kerl auch häufig krank und stets mit Einspritzungen oder Verbänden beschäftigt.

Die Schwächsten und Wehrlosen, also vor allen die Poladen, waren die Zielscheibe seiner Wut. Um sicherzugehen, beschied er seine Opfer auf die Unteroffiziersstube. Hier mußte sich der Soldat selbst auf den Schemel legen, wo er dann verhaun wurde.

Subarth ließ manchen Mann niederknien und, die Hände

fallend, beten: „O Gott, ich bin ein Duffeller, mach' du einen gescheiten Mensch aus mir.“ Es schmeichelte seinem Größenwahn, daß Soldaten wie kleine Kinder ihn anflehten, sie doch nicht zu melken, wenn er irgend etwas gegen sie unternehmen konnte.

Ihm schloß sich würdig an der Unteroffizier Krumm. Welche Verworfenheit! Der Pole Pogatschel ward minutenlang von ihm mißhandelt. Er mußte stramm stehen. Krumm schlug ihn überdem in gemessenen Zwischenpausen mit den Faustknöcheln aufs Sinn. Einmal sah ich, wie er ihm befahl, den Mund zu öffnen. Pogatschel riß die Lippen klaffend auseinander; Krumm spulte ihm dazwischen.

Tierische Brutalität grinsie aus der Fraze des Unteroffizier-anwärters Herde. Er wurde schon in der Unteroffizierschule in Vieberich wegen Ausschreitungen bestraft. Als ich zur Kompanie kam, war er gerade wegen eines schweren Disziplinarvergehens aus 28 tägigem strengem Arrest entlassen worden, und zwar mit Verlust der Befreiungsknöpfe. Zu seiner natürlichen Robeit gesellte sich nun die Verbitterung. Herde hatte den Winter über die Rekruten mit ausbilden helfen. Die Leute zitterten, sobald er vor sie trat. In ihrer Furcht redeten sie ihn, den gemeinen Soldaten, mit „Herr Herde“ an, er aber duzte sie. Ich duzte ihn auch von Anfang an. Das kränkte ihn. Aber schließlich sagte er „Sie“ zu mir und ich erwiderte mit gleicher Höflichkeit.

Trotz allem war der Schwur ein Soldat von hervorragenden Fähigkeiten. Es war ein Vergnügen, ihn marschieren oder turnen zu sehen. Er war auf allen Gebieten gewandt.

Ich könnte diese erhebbende Gemäldegalerie noch um weitere Bilder bereichern, aber der stete Anblick der Bosheit und Unmenschlichkeit ermüdet. So will ich denn, unter all den Frazen von Affen, Hunden und Schweinen, noch ein letztes Bild mit wirklichen Menschenzügen aufhängen, dem Adelskopf des Grafen Ostorf gegenüber.

Denn was Graf Ostorf unter den Offizieren, das war unter den Sergeanten Unteroffizier Odert: ein goldener Mensch.

Er war in jungen Jahren auf Wanderschaft gewesen und trat, aus idealen Gründen, vielleicht auch durch die Not gezwungen, in die Unteroffizierschule ein. Vor der nüchternen Wirklichkeit gestoben die idealen Träume bald. Seinem natürlich heiteren Gesicht grub sich seither ein Zug enttäuschter Wehmut ein.

Odert litt lieber selbst, als die Leiden der Soldaten zu vermehren. Allerdings mußte auch er der allgemeinen Gefühlsverwundung in Unteroffizierskreisen seinen kleinen Zoll entrichten. Aber er beschränkte sich auf einige derbe Worte, die in ihrer eigentümlichen Zusammensetzung mehr komisch als verletzend wirkten, weil ja auch jede Absicht zu verlesen, fern lag. Seine Lieblingsrüge lautete: „Sie stehen ja da wie ein vollge . . . flöteler Strumpf.“ Neugierst befähigt, setzte er keinen übertriebenen Stolz darein, zu den Vorgesetzten zu zählen. Dafür konnte ihn der Hauptmann nicht recht leiden. Er schnauzte ihn oft an, bestrafte ihn sogar mit Arrest.

Diesem Unteroffizier Odert ward ich zur Ausbildung überwiesen. Er hatte mich in einem Monat so weit gedrillt, daß ich den Kompaniedienst mitmachen konnte.

War Odert verhindert, so vertrat ihn bei meiner Einzelausbildung der Gefreite Währ.

Währ gehörte wieder zu den Gesellen, denen ein Befehlen ohne Stoß und Schlag undenkbar ist. Er mißhandelte mich fortgesetzt. Zwei Wochen nach meinem Eintritt rückte ich mit dem Regiment nach dem Wodstiedler Lager, um hier auf der Heide ausgemüht zu werden.

Eines Tages, wo mich Währ besonders roh vornahm, vergras ich mich und versetzte ihm einen Fußtritt. Wir waren allein auf dem weiten Feld und er wagte nicht, mich weiter zu schlagen. „Wissen Sie, was Sie getan haben?“ zischte er mich mit teuflischem Lächeln an. „Jetzt fliegen Sie auf Fesseln. Kommen Sie mit.“

Der Hauptmann war zum Glück eine halbe Stunde weit entfernt. Als wir einige Minuten marschiert waren, hielt Währ auf einmal inne, machte kehrt und drückte an mir weiter. Er meldete nichts und schlug mich längere Zeit nicht mehr.

Am schlimmsten behandelte mich Unteroffizier Krumm, dieser Creuel von Mensch, dem jedes Mittel out war, einen armen Soldaten ins Unglück zu stürzen! (Fortf. folgt.)

Kleines Feuilleton.

Ein russischer Bärenwinkel. Es gibt im Norden Rußlands, namentlich in Sibirien Gindöden, von denen man in Westeuropa schlechthin keinen Begriff haben kann. So schildert ein politischer Verbannter das Leben an der Mündung der Indighra, am Ufer des Eismeres. Dort befindet sich ein elender Ort, der die „Russische Mündung“ genannt wird. Dieser Ort ist der nördlichste bewohnte Punkt in Europa und Asien; die nächste russische Siedelung befindet sich in einer Entfernung von 700 Werst; die Namen von Jekusik, Moskau und Petersburg klingen in den Ohren der Einwohner von Russische Mündung etwa so, wie uns die Namen der fernsten Planeten. Die Entfernung bis Jakutsk beträgt 3000 Werst, man braucht anderthalb Monate, um diese Strecke im Renattierschlitten zurückzulegen. Vom Mai bis zum September gibt es gar keine Verbindung mit der Welt, da die

dieses Gebiet umgebenden ungeheuren Sümpfe in der warmen Jahreszeit unpassierbar sind. Es gibt in diesem Bärenwinkel kaum eine Vegetation. — die höchsten Bäume werden 50 Zentimeter hoch. Da kein Getreide gedeiht, so wissen die Leute auch nicht, was Brot ist, eingeführtes Brot wird als Lederei mit einem Rubel pro Pfund bezahlt. Die Leute wissen auch gar nicht, was Landwirtschaft ist; Milch ist völlig unbekannt.

Die Einwohner sind nicht etwa Eingeborene, sondern Russen, die ihre Sprache und die charakteristischen Merkmale ihrer Abstammung bewahrt haben. Die Religion hat freilich insofern stark gelitten, als das griechisch-katholische Bekenntnis stark mit heidnischen Elementen durchsetzt ist. Der Geistliche erscheint nur einmal im Jahre und vollzieht dann alle Amtshandlungen, wobei unfernig getrunken wird. In dem ganzen Ort gibt es nur einen Menschen, der lesen kann, er gilt bei Russen und Eingeborenen als Zauberer von ungeheuren Kräften und alle zittern vor diesem Mann, der mit dem „Bösen im Bunde“ ist. Die Leute sind offenbar im 17. Jahrhundert nach Sibirien gekommen und stehen auf dem Kulturniveau jener Zeit; sie haben keine Lieber, und ihre Sprache ist außerordentlich arm. In sittlicher Beziehung stehen sie tief unter den Eingeborenen, die alle sympathischen Züge unverbordener Naturmenschen besitzen, während die Russen durchaus verkommen sind.

Als der Verbannte, dem wir diese interessante Schilderung verdanken, endlich diesem von Gott und Menschen verlassenem Reist den Rücken kehren durfte, war das für ihn ein Festtag. Er wurde nach Werchojansk, dem kältesten Orte der Welt, „versetzt“, und er empfand diese „Milderung“ seines Schicksals als eine Wohltat.

Astronomisches.

Die Strahlensterne auf dem Mond. Die genauere Untersuchung der Mondoberfläche, namentlich auch mit Hilfe der Photographie, hat zur Entdeckung einer Erscheinung geführt, die den Astronomen viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Eine ganze Reihe von Theorien sind aufgestellt worden, um die eigentümlichen Strahlensysteme zu erklären, die sich an manchen Stellen der Mondoberfläche kennzeichnen. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat unter ihnen wohl die Vermutung gehabt, daß die Lichtstrahlen durch Spiegelung des Sonnenlichts auf Feldern von vulkanischem Glas entstehen. Eine genauere Untersuchung hat jetzt der Astronom Plant ausgeführt, die er in der Wochenschrift „Nature“ mitteilt. Die vulkanische Tätigkeit des Mondes ist im Vergleich zu der Kleinheit dieses Weltkörpers außerordentlich stark gewesen. Wenn man bedenkt, welche Lavamassen schon durch kleine Krater unserer irdischen Vulkane ausgeschleudert werden, so kann man sich einen Begriff davon machen, welche ungeheure Massen aus den Rieskratern des Mondes, wie dem Kopernikus oder Ptolemäus ausgequollen sein müssen. Nun war die Mondoberfläche wahrscheinlich stets sehr gebirgig, und die Lava aus den Kratern füllte zunächst die Täler oder die Schluchten zwischen den Bergen aus. Plant glaubt nun, daß die Strahlen auf der Mondoberfläche solchen Lavaströmen entsprechen. Ihre Breite ist zu 8—16, gelegentlich auch bis 30 Kilometer gemessen worden, ihre Länge zuweilen bis 3000 Kilometer. Diese letzte Angabe ist jedoch vermutlich eine Augentäuschung, indem vielleicht mehrere Strahlen scheinbar zusammenfließen. Bedeutsam für die Wichtigkeit dieser neuen Erklärung ist die Tatsache, daß die Strahlen meist wie die Speichen eines Rades um einen Krater gruppiert sind. Am stärksten entwickelt sind sie um die Vulkane Kopernikus, Tycho und Kepler, die auch zu den größten des Mondes gehören. Plant meint, daß diese Lavaströme den ältesten Ausbrüchen auf der Mondoberfläche angehören.

Aus der Chemie.

Künstliche Kohle. Braunkohle, Steinkohle und Anthrazit sind, wie die Geologie lehrt, als Endergebnisse eines vieltausendjährigen Vorganges in der Erdgeschichte als einzige Reste der vorweltlichen Pflanzenwelt zurückgeblieben. Unter gewissen Bedingungen entsteht jedoch echte Kohle in viel kürzeren Zeiträumen, so daß der Chemiker künstliche Kohle herstellen kann. Wie die „Naturwissenschaften“ nach einem chemischen Fachblatte berichten, hat Prof. C. Heuser jüngst zufällig entdeckt, wie solche künstliche Kohle entstehen kann; im Kondensraum eines Holzdämpfers fand er nämlich eine schwarzgefärbte Masse unterhalb des Siebbodens, die so hart war, daß sie sich nur mit dem Meißel entfernen ließ. Nach der ganzen Sachlage konnte diese Ablagerung nur das Ergebnis eines höchstens siebenjährigen Vorganges sein, und zunächst entstand die Vermutung, Ligninstoffe, Harz, Zucker und organische Säuren, die stets in geringen Mengen im Dampfwasser enthalten sind, hätten die Laugenereste zu einer an organischen Stoffen reichen Masse umgewandelt. Die nähere Untersuchung zeigte jedoch, daß die schwarze Ablagerung aus Kohle bestand. Die Hauptmenge zeigte alle wesentlichen Eigenschaften der Braunkohle, ein Teil näherte sich einer anthrazitischen Steinkohle, während eine dritte Schicht heller war und noch deutlich Holzcharakter aufwies.

Diese künstliche Kohle stammt also aus den am Boden des Dämpfers liegenden Holzteilen, die durch das Dämpfen selbst mit luft- d. h. sauerstoffhaltigem Dampf bei einem Druck von fünf Atmosphären ihre Faserform verloren hatten. Diese eigentümliche Entdeckung bestätigt u. a. auch die Annahme von Wislicenus, daß das Dämpfen des Holzes den Beginn der Verkohlung darstelle.